



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Spruch.

Zuweilen halte dich in Ruh
Und höre fein den andern zu!

Spür' allem nach in seinem Lauf
Und merk' mit heller Seele auf,

Bis stark in der Erkenntnis Licht
Der Wert des Schweigens zu dir spricht.

— ♦ — Verschollen. — ♦ —

(Fortsetzung).

Roman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten).

Aber die Verletzte gab keine Antwort und schloß wieder mit leisem Nicken die Augen.

Es war wohl eine Stunde vergangen, als der Arzt erschien. Mit Hilfe der Gesellschafterin untersuchte er die Kranke sorgfältig. Innerliche Verletzungen scheinen nicht vorzuliegen, erklärte er, dagegen habe er einen Bruch des linken Knöchels festgestellt. Er

werde am nächsten Vormittag den Fuß in Gips legen. Wegen der Gehirnerschütterung, die offenbar vorliege, aber allem Anschein nach keine schwere zu sein scheine, solle die Nacht über mit den Eisumschlägen fortgeführt werden.

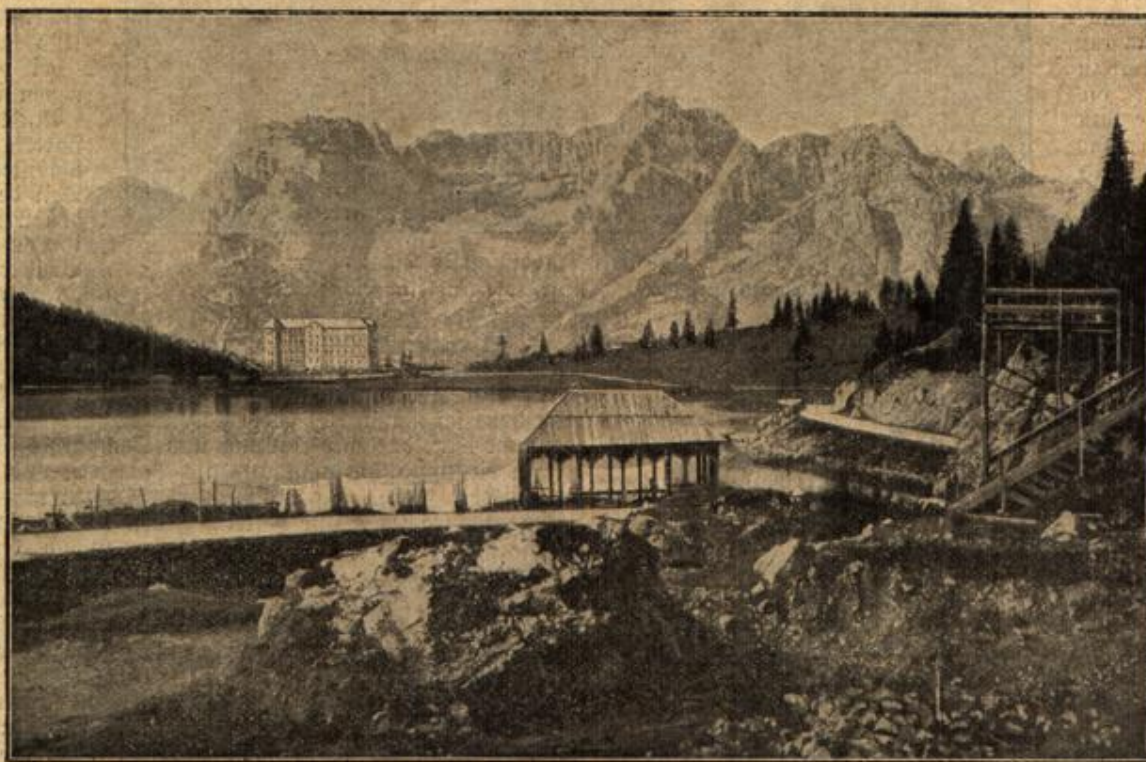
Auf Günthers Frage, ob eine Ueberführung der Kranken nach Chaulnes möglich sei, erwiderte er, daß es vorläufig vollkommen ausgeschlossen sei, die Verletzte auf dem holprigen Land-

wege mit dem zur Verfügung stehenden, nicht gerade für Kranke eingerichteten Wagen zu transportieren.

Dieser Bescheid versetzte den jungen Deutschen in nicht geringe Verlegenheit. Den kühl vornehmen Schloßherrschaft um seine Gastfreundschaft noch für mehrere Tage zu bitten, war äußerst peinlich. Aber freilich, er hatte ja keine Wahl. Das

Leben der Schwester durfte er in keinem Fall gefährden.

Oberst de St. Aulaire schien schon vorbereitet zu sein. Als Günther ihm seine Bitte vorgetragen, erwiderte er ernst, ohne freundliches Entgegenkommen, aber auch ohne Unhöflichkeit: „Dem Gebot des Arztes muß man sich fügen.“ Und er fügte hinzu: „Ich bedaure den Unfall Ihres Fräuleins Schwester. Hoffentlich tritt baldige Besserung ein.“ Aber



Der Misurina-See, im italienischen Teil der Dolomiten, hart an der Tiroler Grenze, bildete den Ausgangspunkt der mißlungenen italienischen Angriffe auf Cortina und Schludersbach.

das sagte er mit so unbewegter Miene, daß man nicht wissen konnte, ob er diesen Wunsch im Interesse der Kranken aussprach oder in seinem eigenen.

Am anderen Vormittag erschien der Arzt wieder. Die Eismischläge hatten sich insofern bewährt, als Flora zum Bewußtsein erwacht war. Freilich war sie so schwach, daß sie nur ein paar Worte im Flüsterton sprechen konnte und daß sie, sobald sie nur den Kopf hob, sofort wieder eine Ohnmachtsanwandlung erlitt. Auch als der Arzt den gebrochenen Fuß in Gips legte, verlor sie zeitweise das Bewußtsein.

In der Familie des Schlossherrn fand über die Frage, wie man sich weiter gegen diese neue Invasion der Deutschen verhalten, insbesondere ob der Deutsche zur Familientafel herangezogen werden sollte, eine längere Beratung statt. Gaston war entschieden der Meinung, gegen die „Prussiens“ nur die unumgänglichste Menschenpflicht zu erfüllen. Man habe der Schwerverletzten, Hilflosen, ein Asyl geboten, er selbst habe ihr Beistand geleistet, man würde Beiden weiter Unterkunft und Unterhalt gewähren, bis die Kranke nach dem Ausspruch des Arztes wieder transportfähig geworden sein würde, darüber hinaus aber dürfe man nicht gehen. Den Feinden gegenüber, die eben geholfen hatten, Frankreich die schwersten Wunden zu schlagen, sei man zur größten Zurückhaltung verpflichtet.

Der Oberst pflichtete im allgemeinen bei, widersprach aber der Anschauung, daß man in dem einzelnen Deutschen einen

„Feind“ zu erblicken und ihn danach zu behandeln habe. Dagegen lasse es das Gefühl, wenigstens unmittelbar nach dem Kriege, nicht zu, einem Deutschen lebenswürdig oder auch nur mit Freundlichkeit zu begegnen, aber die Höflichkeit dürfe man als Gentleman auch einem deutschen Gentleman gegenüber nicht außer Acht lassen. Es frage sich nur, wie weit man in der Höflichkeit zu gehen habe, ob es dem Deutschen selbst nicht angenehmer sein würde, man ließe oben in seinem Zimmer die Mahlzeiten für ihn servieren.

„Was meinen Sie, Mademoiselle Kalthausen?“ wandte sich der Oberst an die Gesellschaftlerin.

„Marion und ich haben die deutschen Offiziere sogar während des Krieges stets gebeten, mit uns zu speisen,“ versetzte die Gefragte.

„Sie taten das aus Furcht,“ wandte der Oberst ein, „um die Feinde sich zur möglichsten Rücksicht zu verpflichten.“

„Anfänglich ja,“ gab die Gesellschaftlerin zu. „Wir sahen aber bald ein, daß überhaupt jede Furcht vor den deutschen Soldaten überflüssig war. Die deutschen Offiziere waren uns gegenüber stets von tadelloser Höflichkeit und der größten Rücksichtnahme und sie achteten streng darauf, daß auch von den Soldaten uns keinerlei Unbill zugefügt wurde. Besonders haben wir an den Bruder des Herrn von Wallberg und seinen Kommandeur die angenehmsten Erinnerungen. Nicht wahr, Marion?“

Sie legte ihre Hand leicht auf die Schulter der neben ihr Sitzenden. Das junge Mädchen nickte kaum wahrnehmbar.

Allem Anschein nach hatte die Frage, über die diskutiert wurde, wenig Interesse für sie.

„Die angenehmsten Erinnerungen?“ fragte der Oberst und sah fragend, mit unwilligem Stirnrunzeln auf die Gesellschaftlerin.

Mademoiselle Kalthausen bejahte mit Entschiedenheit.

„Die beiden Herren waren von der zartesten Mitterlichkeit. Gleich nach ihrem Eintreffen ließen sie uns sagen, wir sollten uns ihretwegen nicht die geringste Unbequemlichkeit auferlegen. Für ihre und ihrer Leute Unterkunft genügten die einfachsten Räume. Das Essen würden ihre Diener für sie mit dem vom Regiment gelieferten Lebensmitteln bereiten, wir möchten ihnen nur eine Gelegenheit zum Kochen gewähren. Als wir sie trotzdem zur Tafel einluden, erschienen sie stets in der sorgfältigsten Toilette und unterhielten uns — beide sprachen vorzüglich französisch — in der taktvollsten Weise.“

Der Oberst trommelte nervös mit den Fingern auf dem Tisch.

„Das war selbstverständlich,“ erwiderte er mürrisch, „nachdem Sie und Marion so höflich gewesen, die Herren zu Tisch zu laden.“ — „Sie

exaltieren sich ja förmlich für diese Prussiens, Mademoiselle Kalthausen,“ bemerkte Gaston de St. Aulaire etwas spöttisch. „Sie sollen ja sogar die Nacht über bei der deutschen Dame gewacht haben.“

In den Wangen der Gesellschaftlerin ergoß sich eine ungestüme Röte.

„Ja, das habe ich,“ erwiderte sie sehr bestimmt.

„Das befremdet mich bei Ihnen als Elsässerin doppelt,“ entgegnete der Sohn des Schlossherrn scharf.

Aber die Getadelte wehrte energisch ab.

„Ich bin nicht nur Elsässerin, ich bin auch ein fühlender Mensch. Und als ich heute bei der Kranken neben ihrem Bruder

Nachtwache hielt, stattete ich den Geschwistern nur einen Teil des Dankes ab, den Marion und ich ihrem verschollenen Bruder und seinem

Kommandeur schulden.“

Oberst de St. Aulaire wandte sich lebhaft an die Sprechende.

„Sie schulden den beiden Herren Dank?“

„Ja, Herr Oberst. Sie wissen, daß ich deutsch verstehe und da habe ich mancherlei gehört, wenn es auch nicht für mich bestimmt war, das mir Achtung und Sympathie für diese Deutschen einflößte, die man uns als Barbaren und Mordbrenner geschildert hatte. Sie wissen, Herr Oberst, daß wir das Regimentsbüro im Hause hatten. Jeden Mittag wurden die Befehle des Kommandeurs ausgegeben. Gleich am ersten Tage wurden die Soldaten des Regiments noch einmal daran erinnert, daß sie nicht mit den Einwohnern des Landes, sondern mit der Armee der Republik Krieg führten. Außerdem wurde allen Unteroffizieren und Ordonanzen, die im Büro des Regiments zu tun hatten, zur Pflicht gemacht, jeden unnützen Aufenthalt im Schloß zu vermeiden, jeden störenden Lärm zu unterlassen und sich überhaupt möglichst ruhig und gefittet zu benehmen. Ich habe einmal beobachtet, wie Herr Leutnant von Wallberg selbst Justiz geübt hat. Ein Soldat hatte auf dem Hofe seine Liebenswürdigkeit einem unserer Mädchen wenig rücksichtsvoll aufdrängen wollen, da kam der Herr Adjutant im bloßen Kopf aus seinem Büro gestürzt, ergriff den



Aus dem Bahnhofskrankenhaus in Linz.

Oben der Uebernachtungsraum, unten die wohleingerichtete Küche.

Frechen am Arm und wies ihn aus dem Schlosse. Wie ich hörte, wurde der Schulbige, ein Kompagnie-Schreiber, noch an demselben Tage von seinem Posten abgelöst. Daß der Herr Leutnant dem beleidigten Mädchen sein Bedauern und seine Entschuldigung ausdrückte und ihr mitteilte, daß der Soldat vom Herrn Oberst eine Disziplinarstrafe erhalten habe, fand ich besonders chevaleresk und liebenswürdig."

Die Gesellschaftlerin blickte nach Gaston de St. Aulaire hinüber.

"Meinen Sie nicht, Monsieur Gaston, daß so etwas zum Dank verpflichtet?"

Der junge Mann aber zeigte eine ungläubige Miene.

"Sie übertreiben wahrscheinlich, Mademoiselle." Und mit einem etwas spöttischen Nächeln fügte er hinzu: "Der deutsche Leutnant scheint ja einen geradezu überwältigenden Eindruck auf Sie gemacht zu haben."

Die Blut in dem Gesicht des alten Mädchens wurde um eine Nuance dunkler.

"Ja, er hat mir eine starke Sympathie eingeflößt — ich glaube, das habe ich schon gesagt — denn er war nicht nur eine vornehme, gewinnende Erscheinung, er war noch mehr: ein guter, warmherziger Mensch. Nicht wahr, Marion?"

Sie ergriff in ihrer Aufregung, in die sie sich hineingeredet hatte, die Hand der neben ihr Sitzenden, die mit heimlich glühenden Wangen, den Blick in ihrem Schoß, still dasah und die auch jetzt bei dem direkten Appell an ihre Meinung in ihrem Schweigen verharrte und nur durch einen stummen Druck ihrer Finger ihrer Zustimmung Ausdruck verstattete.

"Soll ich Ihnen noch mehr über diesen Deutschen mitteilen, meine Herren," fuhr die Gesellschaftlerin fort, "dessen Bruder Sie, Monsieur Gaston, nicht für würdig halten, mit Ihnen an einem Tisch zu sitzen? Wie er einmal beim Revidieren eines Quartiers eine arme französische Familie aus Not und Sorge errettete? Es war in der Wohnung der armen Witwe Madame Dubois in Balincourt, deren alte Mutter schwerkrank ohne ärztliche Hilfe darniederlag. Da ließ der Prussien sofort den Regimentsarzt holen, sorgte auch für Medizin und schenkte Madame Dubois zwanzig Mark, damit sie für ihre Mutter stärkende Nahrung beschaffen könnte. Und da wundern Sie sich, Monsieur Gaston, daß ich für den Deutschen Sympathie und für seine armen Geschwister, die nach dem Verschwinden suchen, Mitgefühl empfinde?"

Der Angeredete begnügte sich, mit den Schultern zu zucken, wohl, weil er um eine Antwort in Verlegenheit war. Der Schlossherr aber, der mit sichtlichem Interesse den Mitteilungen der Gesellschaftlerin zugehört, und dessen ernstes, martialisches Soldatengesicht immer mehr von seiner kühlen Strenge verloren hatte, wollte sich eben zu einer Erwiderung anschicken, als ein Besuch gemeldet wurde.

"Monsieur la Vicomte de Valin!"

Gaston sprang sogleich auf, um dem Freunde entgegen zu eilen, froh, daß die ihm peinliche Lobeshymne auf die Deutschen nun endlich ihr Ende erreichte. Der Vicomte, ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, eine hohe, schlanke, geschmeidige Gestalt von nicht unsympathischem Aussehen, begrüßte die Anwesenden in gewandter, weltmännischer Weise. Der Tochter des Hauses überreichte er einen Blumenstrauß.

"Darf ich mir erlauben, Ihnen die ersten Rosen aus Balincourt zu überreichen?"

Seine lebhaften blauen Augen richteten sich mit einem bittenden und huldigenden Ausdruck auf Marion, die die Blumen mit einem dankbaren Aufblicken und ein paar freundlich dankenden Worten annahm.

"Wie ich höre, haben Sie Besuch im Schloß, Herr Oberst?" wandte er sich an den Schlossherrn.

Der alte Herr berichtete in kurzen Worten über Zweck und Namen des Besuchs und über den Unfall, der die Fremden genötigt hatte, an seine Menschenfreundlichkeit zu appellieren.

In den Mienen des Vicomte spiegeln sich rasch nach einander die verschiedenartigsten Empfindungen. Ueberraschung und ärgerliche Erregung schienen die stärksten darunter.

"Und Sie haben die Deutschen gastlich aufgenommen, Herr Oberst?" rief er in unverkennbar mißmutigem, tadelndem Ton.

"In meiner Zwangslage blieb mir wohl weiter nichts übrig," versetzte der Schlossherr gelassen.

Die Blut zorniger Empörung flammte auf den Wangen des jungen Mannes und blickte aus seinen Augen.

"Aber ich begreife Sie nicht, Herr Oberst," fuhr es ihm in seiner Erregung heraus. "Ich hätte die Prussien mit

Sunden vom Hofe geholt. Haben wir uns nicht lange genug ihre Einquartierung gefallen lassen müssen? Mögen sie doch auf der Landstraße krepieren!"

Eine tiefe Stille folgte diesem heftigen Ausdruck des Geißblütigen. Selbst Gaston de St. Aulaire brachte es nicht über sich, den brüskten Worten seines Freundes zuzustimmen.

Mademoiselle Kalthausen machte eine heftig protestierende Bewegung und drückte auch in ihren Mienen den Abscheu aus, mit dem die rohe Aeußerung sie erfüllte.

Oberst de St. Aulaire reckte sich straff und zog seine Stirn in Falten.

"Sie gestatten, daß ich anderer Ansicht bin, Herr Vicomte. Ich führe nicht mit Damen Krieg und lasse keinen leidenden Mitmenschen auf der Straße hilflos umkommen. Nicht einmal im Kriege haben wir dem verwundeten Feinde unsern Beistand versagt."

"Bravo, Herr Oberst!" rief die lebhaft und enthusiastisch veranlagte Essäferin und nickte dem Schlossherrn mit strahlendem Antlitz zu.

Des wegen seiner schroffen, jähen Ausföderung Zurechtgewiesenen schien sich eine ebenso plötzliche Entnüchterung zu bemächtigen. Er strich sich mit der Rechten über Stirn und Augen und wandte sich darauf mit bittender Gebärde an den zürnenden alten Herrn.

"Verzeihung, Herr Oberst. Ich — ich habe es noch immer nicht überwunden und werde es noch lange nicht überwinden. Die Schmach war zu entsetzlich. Ihnen und Gaston war es ja vergönnt, im Felde zu stehen und im Blut des Feindes die Blut der Empörung und der Erbitterung zu fühlen. Sie können es uns ja nicht nachempfinden, was wir anderen, die nicht für das Vaterland kämpfen durften, erduldet haben, wir, die wir alle Schmach, allen Bohn, still in uns hinunterwürgen mußten."

Er faßte mit einer unwillkürlichen Gebärde nach seinem linken Arm, der, was allerdings nur bei genauerem Zusehen zu bemerken war, etwas kürzer beschaffen und auch in der Muskulatur weniger ausgebildet war, als der rechte. Darauf drehte er sich nach Marion um.

"Auch Sie bitte ich um Verzeihung wegen meiner unbedachten, heftigen Aeußerung." Und während seine unruhigen flackernden Blicke wieder zu dem Schlossherrn hinüberglitten, fügte er geschmeidig, fast demütig hinzu: "Sie haben ganz richtig gehandelt, Herr Oberst. Verzeihen Sie mir meine Unbesonnenheit!"

Und nachdem ihm der Oberst zum Zeichen der Veröhnung die Hand gereicht, fragte er, während wieder ein verstohlener, hastiger Blick zu Marion hinüberglitt, nach dem Namen des Deutschen.

Fanny Kalthausen fuhr fort, sich als barmherzige Schwester der jungen Deutschen gegenüber zu betätigen. Ja, der heftige Zusammenstoß mit dem Vicomte schien ihren Eifer, sich den Geschwistern hilfreich zu erweisen, eher noch belebt als abgekühlt zu haben. Als die ersten Tage vorüber waren und Flora die ersten schlimmen Wirkungen der Gehirnerschütterung überwunden hatte, erschien auch Marion de St. Aulaire täglich in dem Krankenzimmer, um sich persönlich nach dem Befinden der Patientin zu erkundigen und durch einige freundliche Worte ihrer Teilnahme Ausdruck zu geben.

Der Oberst unterließ nie, Günther täglich nach seiner Schwester zu befragen und ihn zu bitten, auch der Kranken seine Wünsche einer baldigen Genesung zu übermitteln. Es offenbarte sich von Tag zu Tag deutlicher, daß der Schlossherr aus seiner anfänglichen kühlen Reserve immer mehr heraustrat. Die Charakteristik, die die Gesellschaftlerin von dem Leutnant und Adjutanten von Wallberg gegeben, und die sonstigen Mitteilungen, die sie daran mit so großer Wärme geknüpft hatte, schienen nicht ohne Eindruck auf den ehemaligen französischen Offizier geblieben zu sein. Es kam vor, daß er nach aufgehobener Tafel Günther noch zurückhielt und sich bei einer Zigarre und einem Glase Wein mit ihm unterhielt. Es stellte sich eines Tages während dieser Unterhaltungen, die sich naturgemäß fast immer auf den Krieg bezogen, heraus, daß die beiden Herren einander zweimal auf dem Schlachtfelde, so am 18. August bei Gravelotte und am 2. Dezember bei Champigny, gegenübergestanden hatten. Für einen unbeteiligten, objektiven Beobachter wäre es interessant gewesen, zu sehen, wie chevaleresk und zart jeder die Empfindlichkeit des anderen zu schonen bestrebt war.

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne fremde Dame, die eines Tages das braunhaarige Annchen Röder in dem kleinen Blumengarten ihrer Eltern zwischen Stodrosen und roten Feuerlilien Unkraut jäten sah, trug die Schuld daran, daß das stille, zufriedene Mädchen plötzlich blaß und unfroh durch das reisende Korn schritt.

Der Rentenbesitzer Röder und seine Frau wußten gar wohl, daß die Fremde, die bereits seit Wochen bei dem Förster einquartiert war, an ihrer Tochter Gefallen gefunden hatte und so oft mit ihr zusammen zu kommen wußte, wie es nur anging. Was die beiden aber zu solchen Zeiten mit einander zu besprechen hatten, das freilich ahnten sie nicht!

Die schöne Schauspielerin malte dem schlichten Mädchen die Zukunft zurecht, die sie erwartete, wenn sie das Elternhaus verlassen würde, um mit ihr zu ziehen. In ihrer kleinen Eigenvilla sollte sie dann schalten und walten, säubern und kochen und gar nicht merken, daß sie in fremdem Dienst stand. Das stille Annchen wurde langsam wach. Sie empfand das Frühaufstehen, das ihr doch bisher leicht und lieb gewesen, jetzt als eine Last. . . . Die schwere Feldarbeit machte sie müde. . . . das Melken der Kühe tat ihren Händen weh. . . . Sie dachte nur noch an die kleine Villa der reichen Dame und an den blühenden Schmuck, den ihr jene, als besonderes Zeichen des Vertrauens, voller Stolz gezeigt hatte. . . .

Bereits am ersten Weihnachtsfest würde sie etwas Blühendes empfangen, wenn sie sich entschließen könnte, den Eltern ihre Bitte vorzutragen. Eine unbändige Sehnsucht nach den verborgenen Freuden der Stadt durchfielerte sie fortan. Noch schloß zwar die Ehrfurcht vor den Eltern ihre Lippen. Aber als eines Tages die jüngere Schwester nach Hause kam, weil ihr Vater seinen Hof einem Spekulanten verkauft hatte, der ein großes Reformgasthaus darauf erbauen wollte, meinte sie, daß jetzt ein guter Ersatz für sie gefunden war und trug ihren heißen Wunsch vor.

Der Vater sah sie lange an.

„Meinst du wirklich, Mädel, daß du es in der Stadt aushalten kannst?“

Sie nickte mit heißen Wangen.

„Ach. . . schön muß das sein! — Da braucht keiner einen Tropfen Schweiß zu verlieren, sagt das Fräulein!“

„So. . . sagt sie das? — Und wenn nun das Heimweh über dich kommt, Mädchen?“

Sie mußte lachen.

„Heimweh. . . wonach wohl? — Euch kann ich schon im nächsten Sommer besuchen, sagt das Fräulein. . . .“

„Sie scheint mir reichlich viel zu sagen,“ murmelte der alte Röder. „Was sagst du denn dazu, Mutter?“

Die ernste Frau dachte lange nach. Dann meinte sie endlich: „Wenn das Annchen gehen will. . . dann wollen wir ja und Amen sagen! — Aber ich hab' eigentlich gemeint, daß sie noch ein anderer hier hält, wenn wir dazu nicht stark genug sind. . . .“

„Ein anderer? . . . Ja, wer sollte das wohl sein?“

Die Frau lächelte zu ihrem Kinde hinüber.

„Gelt, Anneli, du weißt es? — der Paul. . . .“

„Der Nachbarjung. . . . Red', Anna, hat Mutter recht!“

Das Mädchen drehte die lange bunte Schürze hin und her. „Ich hab' ihn immer gern gesehen. . . den Paul. . . aber zum heiraten. . . nee. . . Immer hierbleiben — immer die schwere Arbeit verrichten. . . dazu bin ich zu schwach.“

„Mit einemmal,“ lachte der Mann. „Das ist ja eine neue Melodie. Sagt das auch dein Fräulein. . . .“

„Zarwohl,“ gurrte in diesem Augenblicke eine helle Stimme zu den Beratenden. Die Schauspielerin war leise über die Schwelle getreten und stand nun mitten in der kleinen Stube. „Zarwohl, Herr Röder, das habe ich Ihrer Tochter gesagt. Sie gefällt mir ausnehmend gut und ich möchte sie gern als meine Stütze und Vertraute mit mir nehmen. . . .“

„Warum sagen Sie nicht einfach, daß Sie bei Ihnen dienen soll, Fräulein?“

„Wenn Ihnen das besser zusagt, benennen Sie es meinestwegen auch so! — Wir beide aber, nicht wahr, Fräulein Annchen — verstehen es eben auf jene Weise. . . .“

Der alternde Mann zog die Stirn empor.

„Ich habe erst eben gehört, daß unsere Tochter fort will. Ja, was wollen Sie ihr denn geben?“

Die Fremde nannte eine große Summe.

„Im. . . .“ machte der Mann. „Das ist natürlich auf ein Jahr berechnet. . . .“

„Auf ein volles Jahr, gewiß! — Sie erhält das ganze aber erst am Schluß ausgezahlt. Bis dahin gewähre ich nur eine kleine Vergütung. Ich habe nämlich böse Erfahrungen machen müssen. . . .“

„Keine Angst. . . meine Tochter wird keinen Vertrag, den sie mal eingegangen ist, brechen. . . Das hat also nichts auf sich. . . .“

Sie redeten noch lange hin und her. Das braunhaarige Mädchen hörte von alledem kaum ein Wort. Sie sann träumend vor sich nieder. . . . und konnte kaum die Zeit erwarten, bis es fortging.

Der Paul, der Nachbarssohn, kam eines abends, heiß und ermattet von dem Mähen des Roggens, der in diesem Jahre gut geraten war, herübergestürzt.

„Ist es wahr, daß du fort von uns willst, Annchen?“ Sie nickte.

„Es ist die höchste Zeit,“ meinte sie darauf kurz und unfreundlich.

Da sagte er nichts von alledem, was ihn doch zu ihr getrieben hatte. Er streckte ihr nur die Hand über den Zaun hin.

„Aber. . . wenn dich was heimrufen sollte. . . Annchen. . . dann kommst wieder, ja?“

Sie dachte an einen Sonntagsbrief, in welchem ihr der Jugendfreund etwas vorklagen würde, und entgegnete scharf: „Spar dein Schreiben, Paul. . . . ich bleib', wo ich einmal freiwillig hingegangen sein werd'. . . .“

— — — So hörte Anna Röder, seitdem sie bei der großen Schauspielerin in der feinen Villa war, nur wenig von daheim.

Sie ging mit wartenden Blicken auf ihrem neuen Wege. Bald mußten die Wunder, von denen das Fräulein gesagt, kommen. Aber sie regten sich noch nicht. Der Tag gab auch keine Zeit für etwas Neues. Er war völlig mit Arbeit ausgefüllt. Was gab es doch in der kleinen Villa nicht alles zu schaffen und zu ordnen! Und abends wollte die Stunde der Ruhe überhaupt nicht nahezukommen. Lange nach Mitternacht sank das Annchen in die Kissen. . . . und am Morgen klingelte sie der Väter schon früh wieder heraus. Hatte das Fräulein ihre guten Tage, dann war es erträglich. Dann lachte sie wie einst und überschüttete das Annchen mit Konfekt und Versprechungen. Aber das viele Zuckerzeug ward ihr bald genug zuwider und den Versprechungen. . . glaubte sie schließlich nicht mehr. . . .

So verging still und arbeitsreich für das stille Mädchen die Zeit. . . . Bald war ein Jahr vorüber, und sie würde das viele Geld, das der Vater mit ihrer Herrin verabredet hatte, in Empfang nehmen können. . . .

Weiter dachte sie noch nicht. Borerst das Verdiente besitzen. . . .

— — — Die Schauspielerin schien jetzt viel Ärger und Verdruß in ihrem Beruf zu haben. Da sie aber den Direktor nicht kränken durfte und die Kollegen nicht ärgern mochte, erwählte sie das Annchen dazu aus. Geduldig und stumm hatte die alles über sich ergehen lassen, bis ein Tag kam, der ihre wundete Seele matt stieß.

Eine wertvolle Brosche war plötzlich verschwunden und. . . da doch niemand anders — außer der Besitzerin selbst — als das Annchen Zutritt zu allen Schätzen hatte. . . . so. . . .

Dies Achselzucken und Stirnrunzeln war grauenvoll für das Mädchen. Sie rang die ganze Nacht die Hände und weinte. . . . Am Morgen sagte die Schauspielerin etwas von der Polizei und daß vor Jahren schon einmal ein Dienstmädchen eine ihrer Kostbarkeiten gestohlen habe. . . daß sie sie aber wieder herausgeben mußte. Am Mittag desselben Tages fand sich die Brosche in dem Handtäschlein der Schauspielerin, das diese selbst verschlossen hatte, vor. . . und Annchen Röder sollte eine Belohnung für alle umsonst ausgestandene Angst haben. . . .

Die Herrin überreichte ihr, als sei gar nichts zuvor geschehen, mit strahlendem Lächeln ein feines Billett für ein Kinotheater: „Dorthin werden Sie heute abend gehen,“ sagte sie großmütig. „Es wird wunderschön werden. . . denn ein Stück vom Lande wird dort gespielt. . . .“

— — — Annchen Röder war zwar müde zum Umfallen, aber sie mußte ein ungestörtes Plätzchen erobern, um nachdenken zu können. . . über alles. . . und hier in der feinen Villa fand sie niemals einen stillen Ort.

So schlich sie denn müde und blaß zu dem bezeichneten Platz. Zuerst achtete sie auf nichts, was dort mit lebhaften Bildern vor ihr auf dem Film lebte. Sie gab sich nur dem brennenden Heimweh hin, das seit Monaten ihre Seele quälte. . . Und doch durfte sie es nicht erhören. Sie schämte sich vor den Thren. . . . Es rief sie auch niemand heim. . . . Auch der Paul nicht. . . . Sie mußte bleiben, bis sie sterben durfte. Denn das Leben machte ihr längst keine Freude mehr. . . .

Heim. . . heim. . . . schrie alles in ihr. Sie schloß die Augen und dachte daran, daß jetzt die Zeit der Ernte gekommen war. . . . Das Mähen und Binden begann. . . und es erschien ihr

alles so wunderschön und leicht... Nur noch einmal die Hände tief — tief in die goldenen Aehren hinabtauchen... die brennenden Augen mit der dunklen Heimatserde kühlen dürfen und arbeiten... im Schweiß des Angesichts... Tag um Tag.

Da schraf sie zusammen... Jemand in ihrer Nähe sagte soeben laut und verwundert: „Ranu... da mähen sie und jetzt kommen auch Bänderinnen. Fein ist das... ein Hauptwiz...“

Anna Röder starrte auf den Film und ward inne, daß die Stimmen recht gehabt! — Sie meinte das Rauschen der Aehren zu hören... und... da... war das nicht der Vater, der mit gleichmäßigem Schritt die Schwaden breitete... Und der Paul war auch da... Gewiß... er war es... .

Sie streckte weit die Arme aus und schluchzte auf, ehe sie fortstürzte, an dem verwunderten, energisch Ruhe gebietenden Maane, der die Programms verlaufte, vorüber in die heiße, stidige Sommerluft, die schwer auf den Fliesen der Straßen brüllte.

leichter Schritt an sein Ohr. Er schreckte auf und ward inne, daß sein Barten endlich belohnt werden sollte. Bwar kannte er sie kaum wieder. Das Annchen war kinderfchmal und mager geworden. Aber sie war es doch.

Er fragte nichts. Er stand ruhig auf, ging ihr entgegen und schlang den Arm um sie: „Bist du endlich gekommen, Anneli?“

Da nickte sie ihm zu.

„Ja, aber heimlich vor dem Fräulein, Paul. Geld habe ich darum keins.“

„Was tut es,“ sagte er, „komm jetzt, ich bringe dich zu deinen Eltern.“

Sie wehrte erschrocken ab.

„Ich kann nicht, ich fürcht mich so sehr. Morgen werde ich mehr Mut haben.“

Einen Augenblick sann er vor sich hin. Dann zog er die Jacke herunter, ging abseits und schleppte ein paar Garben herbei.



Infanteriegefecht in den Vogesen. Nach einer Zeichnung von Anton Hoffmann.

Paul Meves saß auf der Bank und dengelte seine Sense.

„Deng, deng,“ morgen muß ich viel schaffen.

„Kling, klang,“ wozu nur? Es war die Sprache, die das Herz des jungen, starken Burschen schon seit Monaten redete.

Das geliebte Mädchen hatte das Heimweh nicht kennen gelernt. Und dennoch liebte er sie weiter und wartete auf sie. Jeden Abend bis in die späte Nacht hinein saß er hier und hielt die Blicke in die Ferne gerichtet. Auch heute dachte er an sie.

Die Eterne wachten längst über den Wäldern. Da tönte ein

„Da leg dich nieder, Anneli, wenn du nicht schon jetzt nach Hause willst, ich wache bei dir. Sollst schön gut und sanft schlafen daheim.“

Sie war zu matt, um ihm zu danken. Die Augen fielen ihr zu.

Der sonnverbrannte, schlichte Bursche aber hockte neben ihr und jagte unermüdet die Rücken von ihrem Gesicht. Zuweilen strich er ihr auch eine krause Locke aus den Augen und sah danach andächtig zu dem reifen letzten Korn hinüber, aus dem — wollte es Gott — schon das Brot für ihn und sein Annchen gebacken wurde.

Der Fall Franke.

Novelle von Otto Hoeder.

(Nachdruck verboten.)

I.

„In der Straffacke wider den Fabrikanten Gishbert Franke, welcher hinreichend verdächtig erscheint, in der Nacht vom 26. zum 27. Juli d. J. den Privatmann Lewis Franke,

seinen Vater, dadurch vorsätzlich und mit Ueberlegung getötet zu haben, daß er ihn gewaltsam und in der Absicht, seinen sofortigen Tod herbeizuführen, über das rechtsseitige Geländer der sogenannten Moabiter Fußgängerbrücke in die Spree

hinabstürzte — Verbrechen wider § 211 des Strafgesetzbuches —, wird durch Beschluß der III. Strafkammer hiesigen königlichen Landgerichts das Hauptverfahren eröffnet und Termin zur öffentlichen Hauptverhandlung vor dem königlichen Schwurgericht auf den 3. Oktober, vormittags 9 Uhr, anberaumt.

Entönig hatte der Gerichtsschreiber auf Befehl des Präsidenten den Eröffnungsbeschluß verlesen. Nun richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit des den weiten Raum des großen Schwurgerichtssaales füllenden Publikums auf den Angeklagten. Dieser war ein junger schlanker Mann, dessen bartloses, sympathisch anmutendes Gesicht von tiefer Blässe bedeckt war, aber den Ausdruck großer Willenskraft trug.

Vor der Anklagebank hatte der Verteidiger, welcher im gleichen Lebensalter mit dem so schwerer Schuld Gezeichneten stehen mochte, Platz genommen.

„Angeklagter, Sie heißen Gisbert Franke, sind Teilhaber der im Besitz Ihrer Mutter, Amalie, geborenen Hüllengas, befindlichen Möbelfabrik, am 27. Februar 1874 hier geboren, evangelisch, nicht vorbestraft?“

Der Angeklagte verneigte sich nur.

„Sie haben gehört, was im Eröffnungsbeschlusse Ihnen zur Last gelegt wird,“ fuhr der schon bejahrte Vorsitzende in der Vernehmung fort. „Bekennen Sie sich der Straftat schuldig?“

„Nein. Ich bin unschuldig,“ sagte Gisbert mit klarer Stimme.

„Sie sind am Vormittag des 27. Juli, also nur wenige Stunden nach geschehenem Verbrechen, in Ihrer Privatwohnung verhaftet worden, nachdem Sie dem Polizeikommissar Barnhagen ein unumwundenes Schuldbekenntnis abgelegt hatten,“ wendete der Präsident ein.

„Die Gründe, welche mich damals zu einem unwahren Geständnis bewogen haben, gab ich schon vor Wochen zu Protokoll. Ich habe mich des Verbrechens nur deshalb bezieht, weil ich meiner verehrten Mutter Beschimpfungen ersparen, sie vor einem Schicksalsschlage bewahren wollte, welchem ich ihre zarte Körperkonstitution nicht gewachsen glaubte; zudem hielt ich die wider mich aufgetauchten Verdachtsgründe im ersten Augenblicke fassungslos. Verfürzung für derartig schwerwiegend, ja überwältigend, daß ich, an Gott und der Welt verzweifelnd, das Schuldgeständnis einer Tat gab, von welcher mein Herz niemals etwas gewußt hat.“

„Nun, wir werden sehen, inwieweit Ihr heutiges Zeugnen Ihrer Sache nützt,“ meinte der in den Akten blätternde Präsident trocken. „Ich sehe mich also genötigt, mit Ihnen die ganze Sache nochmals durchzugehen. Wir müssen zunächst auf die Vergangenheit zurückgreifen. Ihr Vater war ein Deutsch-Amerikaner; er kam, auf einer Reise durch Europa begriffen, im Jahre 1872 auch nach Berlin. Hier lernte er Ihre Mutter, damals ein Mädchen von achtzehn Jahren, einzige Tochter des Möbelfabrikanten Hüllengas, kennen und lieben. Er blieb deshalb während des Winterhalbjahres 1872 bis 1873 hier und verehelichte sich im Frühjahr 1873 mit Ihrer Mutter. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder. Sie, Angeklagter, wurden im Februar des darauffolgenden Jahres geboren. Am 7. Juli 1880 beschenkte Ihre Mutter ihren Gatten noch mit einem Töchterchen namens Gretchen. Unmittelbar nach der Geburt Ihrer Schwester verschwand Ihr Vater. Nach seiner Flucht stellte es sich heraus, daß er derart draußengewirtschaftet hatte, daß schon bald nach seiner Flucht der Zusammenbruch der Firma und damit der gänzliche Vermögensfall Ihrer Mutter zu befürchten stand. Es gelang dieser indessen, Stundung seitens der Hauptgläubiger bewilligt zu erhalten. Durch Tätigkeit und Geschick vermochte Ihre Mutter nicht nur die schwebenden Schulden zu tilgen, sondern auch im Laufe der Jahre den alten Wohlstand wieder herzustellen.“

„Genau so verhält es sich,“ versicherte Gisbert. „Meine teure Mutter hat mir von jeher ein leuchtendes Vorbild edelster Pflichttreue gegeben. Nur mangelhaft vermochte ihr meine Liebe solche Aufopferung zu lohnen.“

Geflüster erhob sich bei diesen im Tone innerlicher Ergriffenheit gesprochenen Worten des Angeklagten im Zuhörerraum.

Der Vorsitzende fuhr fort: „Von Ihrem Vater hörte man nichts mehr, übereinstimmend mit der öffentlichen Meinung nahm Ihre Mutter vielmehr an, daß er, Zeitungsnachrichten zufolge, bei der Ueberfahrt nach Amerika mit dem Dampfer untergegangen sei. Aus diesem Grunde unterließ es Ihre Mutter auch, von ihrem Gatten sich förmlich scheiden zu lassen; sie tat dies um so weniger, als sie an keinerlei Wiederverheiratung dachte. Sie selbst besuchten zuerst das Gymnasium, später das Polytechnikum und traten dann als Teilhaber in

das mütterliche Geschäft ein, das noch heute unter der Firma ihres längst verstorbenen Großvaters geführt wird. Im Spätherbst vorigen Jahres verlobten Sie sich mit Fräulein Clara Gutjahr, einzigen Tochter des Konsuls Gutjahr. Die Hochzeit war auf den 15. August dieses Jahres festgesetzt. Sie standen im Begriffe, eine sogenannte gute Partie zu machen, da die Vermögensverhältnisse der Erforenen den Ihrigen nicht nachstehen.“

Gisberts Antlitz wurde plötzlich von dunklem Rot überflutet, das gleich darauf wieder fahler Blässe wich. Wie zur Abwehr hob er die Rechte.

„Ich protestiere gegen diese unmotivierte Hereinzerrung belangloser Privatverhältnisse!“ sagte der Verteidiger, von den Akten flüchtig dabei aufschauend.

„Ich bringe diese Angelegenheit mit gutem Fug zur Sprache,“ entgegnete der Vorsitzende. „Nach Annahme der Anklage hat der Beschuldigte die Tat in erster Linie begangen, um peinlichen Erörterungen vorzubeugen, welche unter Umständen wohl geeignet waren, seine gesellschaftliche Stellung zu erschüttern und die Auflösung seines Verlobnisses herbeizuführen. In seinem unmittelbar nach der Verhaftung zu Protokoll gegebenen Geständnis hat der Angeklagte übrigens gerade diese Befürchtung als Hauptmotiv für seine Tat bezeichnet.“

„Wir werden nachher Gelegenheit haben, den Zeugen Gutjahr über diesen Punkt zu hören,“ bemerkte der Staatsanwalt, ein schneidig aussehender, gleichfalls noch jüngerer Herr, der mit über der Brust verschränkten Armen bewegungslos dasaß.

„Am Nachmittag des 26. Juli erschien nun in Ihrem Privatkontor ein Fremder, welcher Sie zu sprechen verlangte,“ fuhr der Präsident im Verhör fort. „Es war, wie die nachherige Leichenschau erwiesen hat, Ihr plötzlich wieder aufgetauchter Vater. Einzelne Ihrer Geschäftsangestellten haben in der aus der Spree gelandeten Leiche mit Bestimmtheit den damaligen Besucher wiedererkannt.“

„Gewiß, ich räume es ein, es war mein Vater, der an jenem Julinachmittage eine Unterredung mit mir hatte,“ versetzte Gisbert.

„Teilen Sie uns den Inhalt dieser Unterredung mit.“

„Gleich meiner Mutter hatte auch ich meinen Vater für tot gehalten. Hinter dem damaligen Besucher vermutete ich zuerst einen Betrüger oder einen Wahnsinnigen. Aber schon nach dem Austausch der ersten Worte erschien seine äußere Gestalt mir immer bekannter und meinem verschollenen Vater ähnlicher. Er war zwar gealtert und sah verkommen aus, aber im ganzen glich er dem Bild, welches ich mir von ihm immer gemacht hatte. Zum Ueberflus legte mir mein Vater eine Menge Legitimationspapiere vor, aus welchen seine Identität deutlich hervorging.“

„Sie erkannten also den Besucher als Ihren Vater ohne weiteres an?“ forschte der Präsident.

„Doch nicht. Das so plötzliche Wiederauftauchen des Totgeglaubten machte auf mich zuerst einen lähmenden Eindruck. Ich hörte ihn zuerst wortlos an. Mit heiserer Stimme berichtete er mir, daß er damals zwar auf dem untergegangenen Schiffe einen Platz belegt, diesen aber durch ein Zusammentreffen verschiedener Zufälligkeiten nicht benützt, sondern Amerika mit einem späteren Schiffe wohlbehalten erreicht habe. Dort sei es ihm in all den langen Jahren schlecht ergangen. Von allen Mitteln entblößt, sei er nun zurückgekehrt. Er habe über unsere Verhältnisse genaue Erkundigungen eingezogen. Entweder sollte ich ihm bare zwanzigtausend Mark auszahlen und mich durch Handschlag verpflichten, ihm jährlich zum Lebensunterhalt fünftausend Mark auszusenden oder er werde seine Vater- und Gattenrechte geltend machen. Geschah dies aber, dann war nicht nur mein, sondern auch meiner Mutter Lebensglück vernichtet. Meine Rechtskenntnis sagte mir, daß meinem Vater auf Grund des Gesetzes die Befugnis zustand, nicht nur die eheliche Gemeinschaft mit meiner Mutter fortzusetzen, sondern auch die Verwaltung des ungeteilt meiner Mutter noch gehörenden Vermögens zu beanspruchen.“

„Ganz recht!“ fiel der Präsident ein. „Sie mußten das Zutreffende in den Darlegungen Ihres Vaters anerkennen. Natürlich erbat er Sie sich Zeit zur Ueberlegung. Es wurde deshalb eine Zusammenkunft noch auf denselben Abend im Café Gärtner am Stadtbahnhof Bellevue, welches in unmittelbarer Nachbarschaft der Moabiter Fußgängerbrücke gelegen ist, verabredet.“

„Das bestritt ich entschieden!“ warf der Angeklagte mit erhobener Stimme ein. „Ich habe an dem fraglichen Abend in das genannte Restaurant keinen Fuß gesetzt.“

„Es wird Ihnen das Gegenteil durch eine Reihe einwands-

freier Zeugen nachgewiesen werden. Sie haben übrigens im ersten Verhör Ihre damalige Anwesenheit zugegeben.

„Ich wiederhole, daß mein sogenanntes Geständnis unwahr ist!“ beteuerte der Angeklagte. „Die Zeugen aber müssen sich irren. Ich berufe mich auf verschiedene Personen, welche beweisen können, daß in Berlin ein Herr existiert, mit welchem ich schon wiederholt verwechselt worden bin.“

Der Staatsanwalt erhob sich. „Ich möchte feststellen, daß der Angeklagte erst nach Abschluß der Voruntersuchung mit dieser Behauptung hervorgetreten ist, vorher aber niemals etwas über einen sogenannten Doppelgänger hat verlauten lassen. Ich beantrage die Verlesung des Protokolls vom 27. Juli, soweit in demselben von dem Eingeständnis des Angeklagten, eine Zusammenkunft mit seinem Vater im Café Gärtner gehabt zu haben, die Rede, auf Grund des § 253 der Strafprozeßordnung.“

Trotz des Einspruchs des Verteidigers beschloß der Gerichtshof, diesem Antrage des Staatsanwalts Folge zu geben.

Der Gerichtshof verlas: „Um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, beschied ich meinen Vater auf zehn Uhr abends ins Café Gärtner. In der Zwischenzeit nahm ich mit niemand Rücksprache. Als ich kurz nach zehn Uhr in den Garten des Restaurants trat, erblickte ich meinen Vater schon. Da die Witterung unfreundlich war, befanden sich nur wenige Gäste im Garten, wir konnten uns deshalb ungestört unterhalten. — Mein Vater wiederholte seine Forderung, er fügte eine wider meine Mutter gerichtete Drohung schrecklicher Art hinzu. Ich verweigere jede Auskunft über die Art dieser Drohung. Dieselbe bewog mich, auf die Forderung einzugehen. Ich händigte ihm zwanzig Tausendmarkscheine ein. Ueber unser Verhandeln war es nahezu Mitternacht geworden. Wir brachen auf, verließen das Café und erstiegen die zur Fußgängerbrücke führende Treppe. Ringsum war alles menschenleer und verödet. Plötzlich erwachte in mir eine ungeheure Wut. Ich begriff, daß in dem Leben meines Vaters fortdauernd eine große Gefahr für mein und meiner Mutter Glück lag. In meiner Erbitterung erschien mir das Verbrechen der Beseitigung meines Vaters als ein Akt der Notwehr. Plötzlich faßte ich meinen Vater und stürzte ihn, ehe er sich wehren konnte, über das Seitengeländer der Brücke. Nach geschehener Tat begab ich mich nach Hause. Die ungeheure Aufregung ließ mich erst gegen Morgen einschlafen. Als Polizeikommissar Varnhagen in meiner Wohnung erschien, mußte ich erst geweckt werden. Ihm legte ich nach kurzem Zeugnens zuerst ein Schuldbekenntnis ab, und —“

„Genug!“ entschied der Präsident. „Halten Sie es nun wirklich für möglich, Angeklagter, daß wir angesichts Ihres eigenen, völlig überzeugenden Geständnisses und der Zeugenaussagen nun plötzlich Ihrer gegenteiligen Behauptung Glauben schenken und Ihnen auf die Spur des großen Unbekannten, der diesmal sogar ein Doppelgänger sein soll, folgen werden?“

„Der mich verhaftende Polizeikommissar legte mir die Worte in den Mund,“ entgegnete der Angeklagte. „Auch hatte mich völlige Betäubung erfaßt. Ich war mir über die Tragweite meiner Aussage nicht klar. Ich unterschrieb das Protokoll, ohne recht zu wissen, was eigentlich darin stand.“

„Ich bitte, den Angeklagten zu fragen, warum er sich wenige Stunden vor der Tat, etwa um acht Uhr abends, den Vollbart abnehmen ließ,“ sagte der öffentliche Ankläger.

„Er fiel mir in der Hitze lästig. Ich pflege dies übrigens jeden Sommer so zu halten.“

„Wir hatten einen sehr regnerischen und darum kühlen Juli,“ fuhr der Staatsanwalt fort. „Wir werden Zeugen hören, daß der Angeklagte den Bart mit einem gewissen Stolz trug. Warum hat er ferner an jenem Abend ganz gegen seine sonstige Gewohnheit Waffen zu sich gesteckt? Ein scharfgeladener Revolver ist noch nach seiner Verhaftung in der Tasche des am kritischen Abend von ihm getragenen Beinkleides gefunden worden.“

„Das geschah in der Aufregung,“ gab der Angeklagte zu. „Jedenfalls habe ich von dieser Waffe keinen Gebrauch gemacht.“

„Vermutlich, weil Sie eine bessere Gelegenheit zur Ausübung des von Ihnen geplanten Verbrechens gefunden haben,“ versetzte der Vorsitzende scharf.

Bornig flammte es in des Angeklagten Augen auf und erbittert rief er: „Wenn der Herr Präsident von meiner Schuld bereits überzeugt ist, so bedarf es ja nur noch meiner Verurteilung!“

„Sie behaupten also jetzt, nur eine einzige Unterredung im Privatkontor Ihrer Fabrik mit Ihrem Vater gehabt zu haben?“ fragte der Präsident ruhig weiter.

„Zunächst.“

„Sie werden zugeben, daß bei aller Eigentümlichkeit Ihres Falles die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie die hochgeschraubten Forderungen Ihres Vaters ohne weiteres bewilligten, seltsam erscheinen muß. Als gebildeter Mann mußten Sie mit dem Umstand rechnen, daß dennoch ein Betrug vorliegen konnte. Papiere können gefälscht oder gestohlen werden. Sie selbst konnten auch dem eigenen Augenschein nicht trauen, da Sie ja erst sechs Jahre zählten, als Ihr Vater flüchtete. Was lag näher, als mit einem Vertrauten Rücksprache zu nehmen. Ihr heutiger Herr Verteidiger ist mit Ihrer Schwester verlobt, er würde Ihnen sicherlich mit Rat und Tat beigestanden und als Kurist eine Formel gefunden haben, kraft deren allen weiteren Erpressungen Ihres Vaters vorgebeugt worden wäre. Ihre Behauptung, ohne weiteres zwanzigtausend Mark ausgezahlt zu haben, ist kaum glaublich. Sie hatten ja keinerlei Garantie in Händen, daß ungeachtet aller Versprechungen Ihr Vater nicht bereits am nächsten Tage neue Forderungen stellte. Nun sind im Besitz des Verlebten kaum nennenswerte Varmittel gefunden worden. Wahrscheinlich haben Sie schon im Laufe der ersten Unterredung den Tod des Ihnen lästigen Mannes beschlossen gehabt. Nur unter dieser Voraussetzung läßt sich Ihr Verhalten begreifen.“

„Ich kann nur sagen, daß die Schlüsse des Herrn Präsidenten unzutreffend sind,“ versicherte der Angeklagte. „Ich habe meinem Vater zwanzigtausend Mark wirklich gegeben und ihn nur im Fabrikkontor, später nicht wiedergesehen.“

„Geben Sie doch der Wahrheit die Ehre,“ drängte der Präsident. „Ihr Verbrechen ist, wenn auch nicht entschuldigbar, so doch menschlich verständlich. Es ist möglich, daß der Gerichtshof Ihnen wenigstens teilweise den Schutz des § 51 des Strafgesetzbuches zubilligen wird; denn es läßt sich unter Umständen annehmen, daß das plötzliche Wiederauftauchen des Totgeglaubten, verbunden mit den von diesem an Sie gerichteten Drohungen, Sie in einen Zustand von krankhafter Störung der Geistestätigkeit versetzt hat. Ihr Verteidiger hat ja in dieser Beziehung den gerichtlichen Sachverständigen zur Abgabe seines Gutachtens vorladen lassen. Aber Sie machen es uns unmöglich, mit Ihnen Teilnahme zu empfinden, wenn Sie bei Ihrem ganz unklugen Zeugnens verharren.“

„Ich kann nur wiederholen, daß ich die lautere Wahrheit gesprochen habe,“ beharrte der Angeklagte. „Ich gebe zu, daß das gewissenlose Auftreten meines Vaters mir die Versuchung nahelegte, eine ähnliche Tat zu begehen, besonders als er es wagte, mir anzudrohen, er werde ein vor langen Jahren an meiner guten Mutter begangenes Verbrechen dem lieblosen Urteil der Welt unterbreiten. Das ist aber auch alles. Als ich erfuhr, daß ein anderer den Rastermund für ewig hatte verschwinden lassen, war ich derart betroffen und willenlos geworden, daß ich alles einräumte, was man von mir wissen wollte.“

„So brechen Sie jetzt wenigstens Ihr Schweigen,“ ermahnte der Vorsitzende. „Welcher Art war die Drohung, die der Heimgekehrte wider Ihre Mutter ausstieß?“

„Eher würde ich mich verurteilen lassen, als daß ich eine diesbezügliche Andeutung machte.“

„Alsdann können Sie auch nicht verlangen, daß wir Ihren Worten irgendwelche Glaubwürdigkeit beimessen.“

Nur ein dumpfer Seufzer kam über die Lippen des Angeklagten. Er ließ das Haupt tiefer auf die Brust herabsinken.

Der Staatsanwalt aber erhob sich und überreichte dem Präsidenten ein Schriftstück. „Ich beantrage die Verlesung dieses mir von der deutschen Botschaft in Washington heute früh zugegangenen Schreibens,“ versetzte er mit eigentümlichem Aufleuchten in seinen klugen Augen.

Der Präsident warf einen Blick in das Schriftstück. Dann schaute er betroffen den Angeklagten an. Auch die beiden Beisitzer nahmen lebhaft interessiert Einsicht von dem Schreiben.

Der Angeklagte war plötzlich erdbasiert geworden. Ohne daß er wissen konnte, um was es sich in dem Schreiben eigentlich handelte, erzitterte er in banger Vorausahnung.

Rechtsanwalt Hellborn hatte sich rasch erhoben. „Ich muß gegen die Verlesung eines mir nicht bekannten Schriftstückes protestieren,“ sagte er lebhaft. „Jedenfalls verlange ich, zuvor Einsicht nehmen zu dürfen.“

Ihn unterbrach der Präsident, welcher inzwischen sich flüsternd mit den beiden Richtern besprochen hatte. „Der Gerichtshof hat die Verlesung beschlossen. Dieselbe rechtfertigt sich aus § 255 der Strafprozeßordnung. Der Inhalt dieses Schriftstückes ist geeignet, einen wesentlichen Einfluß auf den Fortgang des Prozesses auszuüben.“

(Fortsetzung folgt.)

1. Bilderrätsel.



2. Rätsel.

Mit e wirst Du's als Trank der Alten kennen,
 Mit u muß jeder Mann es stets sein eigen nennen.

3. Zahlenrätsel.

Statt der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, es ergeben:

- | | |
|-------------|-----------------------------------|
| 1 2 3 4 5 6 | christliches Fest, |
| 2 3 4 5 6 | Himmelskörper, |
| 3 1 5 2 1 | verwümmelte Statue, |
| 4 5 1 2 | griechische Gottheit, |
| 5 1 2 3 | Oxydation eines Metalls, |
| 6 1 5 6 4 | Göttin der Nordischen Mythologie. |

4. Rätsel.

Ein Volk benenn ich, Leser, Dir
 Aus bergigem Gefilde,
 Raubst Du jedoch ein Zeichen mir,
 Bin ich ein gart Gebilde;

Dem schöneren Geschlecht gefällt
 Es häufig mich zu tragen,
 Doch allen Freuden dieser Welt
 Muß, wer mich nimmt, entsagen.

5. Quadraträtsel.

A	A	A	D
E	E	E	E
H	I	L	N
N	N	R	S

4. einen weiblichen Taufnamen.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten und auch die senkrechten Reihen bekannte Wörter bilden. Die Wagerechten bezeichnen: 1. ein Bild, 2. einen Fluß in Deutschland, 3. eine für die Weberei wichtige Pflanze, 4. einen weiblichen Taufnamen. Die Senkrechten nennen: 1. eine Halbinsel an der Ostseeküste, 2. eine Hafenstadt in Arabien, 3. ein befigenangehöriges Fürwort,

7. Rätsel.

Es ist ein Geld der
 Schweizerfrage. — Den
 unser Dichter einst besang;
 — Zwei Zeichen noch, und
 alle Tage — Ist Du da-
 von Dein Belang.

8. Aufgabe.

Murat. Maler. Dauer.
 Mais. Urga. Bern.

Nachdem zu jedem der
 obigen Wörter zwei Buch-
 staben hinzugefügt worden
 sind, sollen die alsdann
 vorhandenen Buchstaben
 anders geordnet werden,
 so daß Wörter von folgen-
 der Bedeutung entstehen:

1. Stadt in Ägypten,
 2. spanische Stadt an der Mittelmeerküste,
 3. Republik in Amerika,
 4. Völkerschaft in Ostafrika,
 5. Kanton der Schweiz,
 6. berühmter Maler.
- Nach richtiger Lösung nennen die Anfangs- und Endbuchstaben der neuen Wörter je einen römischen Feldherrn.

6. Bilderrätsel.



9. Rätsel.

Daß schwer ich sei, kann niemand sagen,
 Gar leicht wird mich ein jeder tragen,
 Denn kaum zu fühlen bin ich fast.
 Läßt man mein leichtes Zeichen fallen,
 So hab ich oft der Menschen Seelen,
 Bedrückt mit schwerer Vergesamt.

Lösung: 1. Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bekannte Wörter bilden. Die Wagerechten bezeichnen: 1. ein Bild, 2. einen Fluß in Deutschland, 3. eine für die Weberei wichtige Pflanze, 4. einen weiblichen Taufnamen. Die Senkrechten nennen: 1. eine Halbinsel an der Ostseeküste, 2. eine Hafenstadt in Arabien, 3. ein befigenangehöriges Fürwort,



Brennende
 Naphtagruben bei
 Boryslaw in Ga-
 lizien, im Vorder-
 grund zerföhrte
 Bohrtürme. Als
 die Russen das ga-
 lizische Naphtagebiet
 am Nordabhang der
 Karpathen räumen
 mußten, steckten sie
 in sinnloser Ver-
 nichtungssucht die
 Naphtalager und die
 Bohrtürme im Ge-
 biet von Boryslaw
 und Drohobycz in
 Brand. Das dortige
 Gebiet, das zum Teil
 schon wieder im Be-
 trieb, hat ein Oelfeld
 von Tausenden von
 Schächten.

